Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 31 (1989)

Artikel: Erinnerungen an Fürstenau

Autor: Schorta, Andrea

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-555565

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erinnerungen an Fürstenau

von Andrea Schorta

Redaktionelle Vorbemerkung

Vor einem halben Jahrhundert, am 12. Dezember 1937, starb der weit über die Grenzen unserer Heimat hinaus bekannte und angesehene Sprachforscher Dr. Robert von Planta. Mit ihm sank einer der letzten sog. Privatgelehrten dahin, die früher die bündnerische Kulturlandschaft weitgehend bestimmt hatten und heute fast nicht mehr zu finden sind: Wissenschafter und Forscher, die rein auf privater Basis, ohne mitfinanzierendes Institut im Hintergrund, ohne öffentliche Mittel, nur auf sich selbst gestellt, ihren wissenschaftlichen Aufgaben obliegen und sich hierbei nur mit den höchsten Zielen begnügen. Robert von Planta lebte und wirkte in seinem Schloss Fürstenau. Dort befand sich sein wissenschaftliches Instrumentarium, und dort hielt er sich einen kleinen Mitarbeiterstab, gestützt auf den er seinen Forscheraufgaben oblag. Der damals jüngste von ihnen, Andrea Schorta, geriet schon als Seminarist in den Bann des bedeutenden Mannes und wurde zu dessen Schüler und Assistent. Später, zwei Jahre nach dem Tod Plantas, war ihm vergönnt, den ersten Band des von Planta geplanten Rätischen Namenbuches erscheinen zu lassen. Im Jahre 1964 liess er ihm den zweiten Band nachfolgen, und inzwischen konnte das riesige Werk mit dem von Konrad Huber redigierten Personennamenband zum Abschluss gebracht werden.

Wir haben Andrea Schorta gebeten, seine Erlebnisse an der Seite Plantas in Fürstenau, der ersten Stätte seiner eigenen so imponierenden wissenschaftlichen Tätigkeit, zu schildern und freuen uns, seine Aufzeichnungen unsern Lesern darbringen zu können. *M.*

Robert von Planta 1864–1937. Aufnahme um 1910–1915.

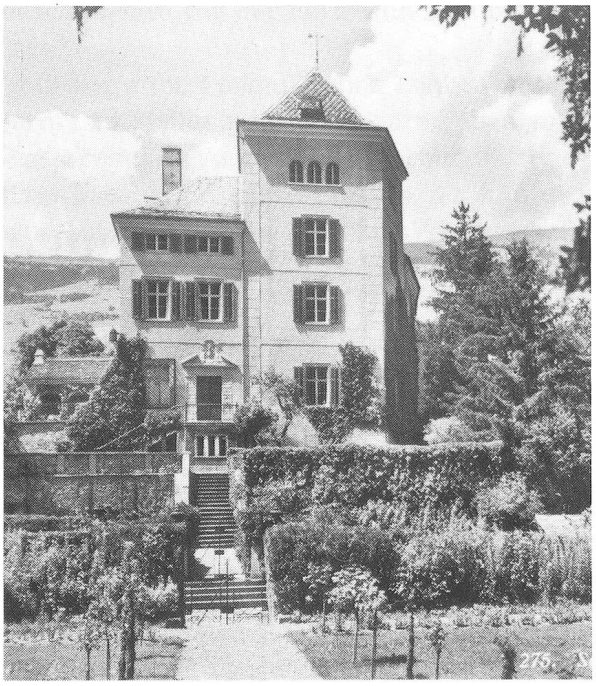
Um das Jahr 1923 entschloss sich Dr. Robert von Planta-Fürstenau, nach einem durch den Ersten Weltkrieg, durch Krankheit und andere persönliche Umstände bedingten langen Unterbruch, die Arbeit an dem von ihm geplanten Rätischen Namenbuch wieder aufzunehmen. Vordringlich war die Fortführung der kaum recht begonnenen ins Stocken geratenen Erhe-

bung der Orts- und Flurnamen im ganzen Kanton. Es war dem alternden Gelehrten klar geworden, dass er für diese grosse, voraussichtlich mehrere Jahre beanspruchende Aufgabe eine jüngere initiativ veranlagte Hilfskraft beiziehen musste.

Es traf sich, dass Raymund Vieli aus Rhäzüns, der nachmalige Kantonsschullehrer, der eben sein Studium der Romanistik an der Universität Zürich mit dem Doktordiplom abgeschlossen hatte, im Frühjahr 1924 von der Absicht Robert von Plantas erfuhr und auch gleich in der Lage war, einen ihm für diese Aufgabe geeignet scheinenden Engadiner Romanen zu empfehlen. Der junge Mann absolvierte zwar erst die fünfte (damals vorletzte) Klasse des Lehrerseminars in Chur. Er hatte aber sein Interesse für Orts- und Flurnamen durch die Sammlung des Namenbestandes seiner Heimatgemeinde Zernez bewiesen. Er war überdies genötigt, sich für die Sommerferien nach einer Verdienstmöglichkeit umzusehen.

So kam es, dass ich nach einer ersten Kontaktnahme im Juni 1924 eingeladen wurde, für rund zwei Monate in Fürstenau bei dem damals führenden bündnerischen Sprachwissenschafter, der im März in aller Stille seinen 60. Geburtstag begangen hatte, leichtere Exzerpierungs- und Ordnungsarbeiten für die ganz in den Anfängen steckende Kartothek des werdenden Rätischen Namenbuches zu leisten.

Mit einem nicht ganz leichten Koffer ausgestattet stieg ich also an einem strahlenden Julitag auf dem Bahnhof Rodels-Realta aus dem Zuge und sah mich etwas ratlos nach dem Wege Richtung Rodels-Fürstenau um. «Wohin des Weges? Hoffentlich nicht nach Realta!» rief mir der den Vorstand für einige Tage vertretende angehende Stationsbeamte auf Münstertaler romanisch zu. Wir kannten uns von Zernez her, und nach einer kurzen Begrüssung meinte er, meinen Koffer musternd, ich müsse bis Fürstenau mit etwa 40 Minuten Fussmarsch rechnen. In der Tat verging trotz eilenden Schrittes auf dem staubigen Strässchen nahezu soviel Zeit, bis ich hinter Obstbäumen und hohen Tannen zunächst des Schlossturmes, dann der im Tal einmal sprichwörtlich gewesenen nach Norden gerichteten Fensterflucht ansichtig wurde.



Schloss Fürstenau (ehem. Schauensteinsches Schloss). Ostfassade.

Ich trat durch das schmiedeiserne Gartentor, wo mich gleich ein nie gesehener, mit unzähligen kleinen Blüten übersäter, die ganze Gartenbreite einnehmender hoher Rosenhag bezauberte, während ich die steinerne Treppe hinanstieg. Meine verstaubten Schuhe gewahrend, verharrte ich eine Weile unschlüssig vor der Türe. Aber da trat auch schon der durch den kläffenden Fox, Mirra, aufmerksam gewordene Schlossherr heraus und führte mich freundlich in die Halle, welche ich während der kommenden Jahre unzählige Male an der Seite meines Meisters besonders am späten Abend auf und ab schreiten sollte. Man wies mir mein Schlafzimmer im obersten Stock zu und bedeutete mir, zum Mittagessen werde schon bald mit dem Gong gerufen. Das verstand ich nicht sogleich; denn ein solches Instrument hatte ich nie gesehen, geschweige denn gehört. Als er ertönte, kam mir ein junger Mann entgegen, ein deutscher Student der Romanistik, Fritz Redenbacher aus München, wie er sich mir zu erkennen gab. Er begleitete

mich mit ein paar, wie mir schien, aufmunternden Worten ins Esszimmer. Der Hausherr stellte mich einer jungen Dame, Marcella Nencki, Arzttochter aus Belp bei Bern, vor, die hier nach eben bestandener Hauswirtschaftsschule eine Art Praktikum absolvieren sollte, eine vorläufige Lösung, da Robert von Planta nach seiner kürzlich erfolgten Ehescheidung alleinstehend war. Der grosse getäfelte Raum mit ovalem Tisch unter einem nicht eben schweren Kronleuchter, der wuchtige aus der Werkstatt der Meyer in Steckborn stammende wunderbar farbige Kachelofen, die beinahe überlebensgrossen Ahnenbilder und eine den ganzen Raum dominierende reich gestaltete, aber keineswegs drückende Holzdecke, das alles konnte ich zunächst kaum wahrnehmen, bis sich Herr von Planta, dem meine Verlegenheit nicht entgangen war, mit befreiender wohlklingender Stimme an mich wandte, sich nach den eben bestandenen Teilexamina, auch nach meinen Lehrern erkundigte und allmählich die kleine Tischgemeinschaft in das Gespräch mit hineinzog. Mitten auf dem Tisch stand eine gläserne ovale Schale mit wachsgelben duftenden Rosen, Maréchal Niel, wie man mir sagte, daneben eine bauchige Karaffe aus Kristallglas, aus der ich fortan am Mittag Wasser ausschenken durfte. Das Essen mundete mir, und ich liess mir gerne nachschöpfen, besonders da ich sah, dass der Student auch einen gesegneten Appetit entwickelte. Er hatte übrigens den berüchtigten deutschen Rübenwinter nicht ganz unbeschadet überstanden. Es kam nicht von ungefähr, dass ihm sein Münchner Professor, Karl Vossler, durch Vermittlung Heinrich Wölfflins einen Erholungsaufenthalt in der Schweiz verschafft hatte. Nichtsdestoweniger hätte ich mir für einmal das Mittagsmahl in der Küche am Dienstbotentisch bei der Köchin und dem Hausmädchen wohl besser schmecken lassen. Für den Unterengadiner Bauernsohn war der Kontrast zu unvermittelt gekommen. Es sei aber gleich gesagt, dass es durchaus nicht dem Geschmack und der Lebensauffassung des Hauses entsprach, den sozialen Stand durch aufwendige Küche und üppigen Tisch zu betonen. Die

Halle, Blick gegen die Haustüre, hinten rechts Ausgang zur Terrasse.

Mahlzeiten waren abwechslungsreich und schmackhaft, aber einfach, selbst dann, wenn Gäste mit uns assen. Der Hausherr liebte die bürgerliche Kost, Mehlspeisen, Reis und Griesklösse, sowie Gemüse, Dörr- und Frischobst, auch Spargeln, alles aus dem eigenen Garten. Sogenannte Festessen waren ihm fremd.

Nach dem Essen begaben wir drei Männer uns auf die Terrasse, einem Rasenplatz über der Waschküche und dann aufs runde Plätzchen über dem Tortürmchen, wo man auf der nach Art von Zinnen oder Merletti gebauten niederen Brüstung bequem sitzen konnte. Von da aus sieht man gleich drei imposante Bergkolosse: gegen Südosten den breiten Piz Mitgel, der sich von nirgendwo so wuchtig ausnimmt, im Südwesten den Piz Beverin und im Norden die Ringelspitze. Robert von Planta ge-

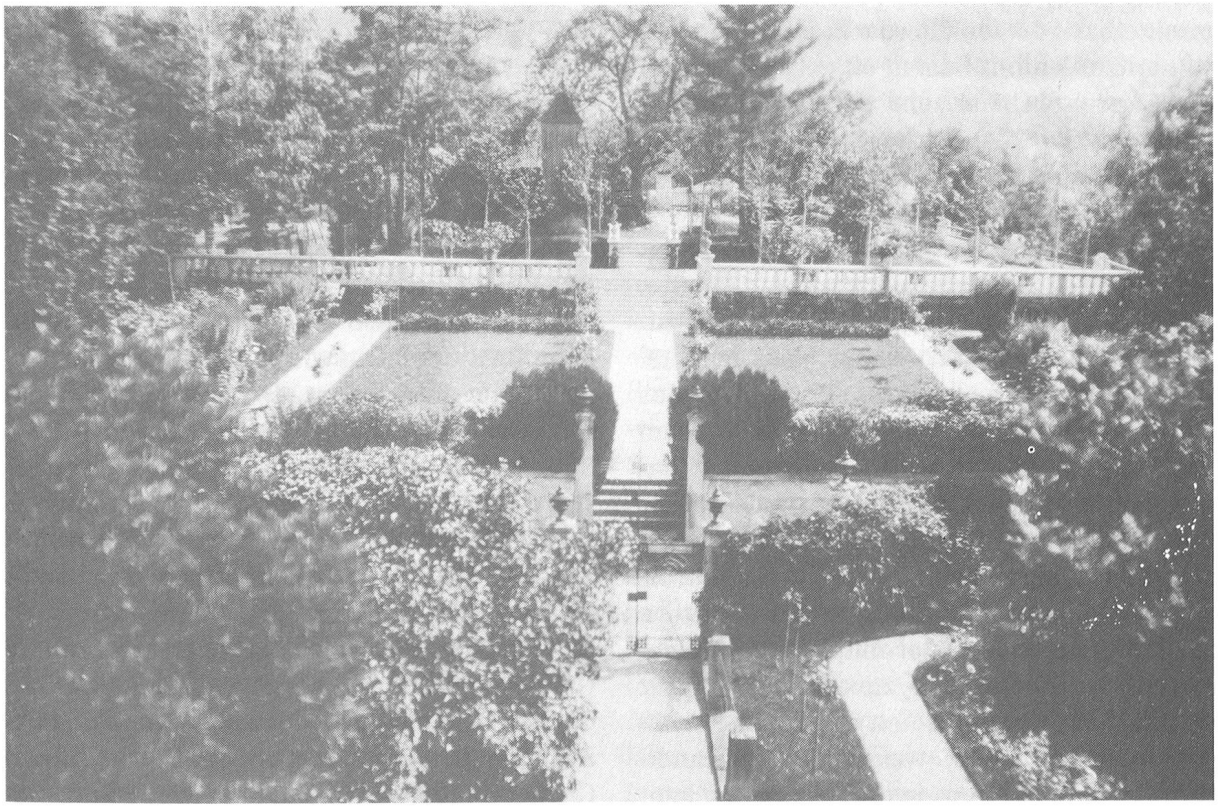
noss sichtlich die Gegenwart der zwei jungen, so grundverschiedenen Famuli, zog sich aber bald zu seiner altgewohnten kurzen Siesta zurück. So führte mich denn der hier bereits gut eingelebte Kandidat der Romanistik ins «Namenbuchzimmer» über der Halle. Hier lagen auf einem Gestell ein knappes Dutzend kaum eine Spanne tiefe hölzerne Zigarrenschachteln mit Klappdeckel, deren Duft nach Tabak und fremdem Holz mir Zeit meines Lebens im Gedächtnis bezw. in der Nase bleiben sollte. Lieferant dieses hier einer neuen Bestimmung zugeführten «Packmaterials» war ein Tabakladen in Zürich, der die Schächtelchen gerne und für wenig Geld nach Fürstenau schickte. Der neue Inhalt, der im Entstehen begriffene Zettelkatalog, sollte von Anfang an zwei Hauptbestandteile haben, ein nach Gemeinden geordnetes Ortsnamenverzeichnis und einen Personennamenblock. Das bereits vorhandene Material bestand aus Exzerpten, d.h. Abschriften der Namenindices historischer Literatur wie Mohrs «Codex Diplomaticus», Mohrs «Urbarien des Domkapitels», einigen Texteditionen des hochgeschätzten Staatsarchivars Dr. h.c. Fritz von Jecklin, Hermann Wartmanns «Rätische Urkunden» und ganz wenigen Auszügen aus handschriftlichen Namensammlungen einzelner bündnerischer Gemeinden. Es lag aber auch ein Stoss von eigens für das Namenbuch angelegten, durch Korrespondenten ausgefüllten Sammelheften mit Vordruck da, für deren Exzerpierung ich auserkoren war. Zunächst aber sollte ich mich bei der Abschrift eines weit grösseren Stosses an Namenauszügen aus dem österreichischen Theresianischen Kataster an exakte Arbeit und gut leserliches Schreiben gewöhnen. So entstand denn während dieses Sommers der Ortsnamenblock für Tirol-Vorarlberg, der bei der Deutungsarbeit am bündnerischen Ortsnamenschatz als Vergleichsinstrument dienen sollte. Die Auszüge der wichtigsten Namen aus dem österreichischen Katasterwerk auf Listen hatte ein in Innsbruck lebender Germanist, Dr. Schneider, besorgt, der infolge des Weltkrieges und des daraus hervorgegangenen Zusammenbruchs der Donau-Monarchie stellen- und

Wissenschaftliche Bibliothek.

brotlos geworden war. Als Richtmass für die Bezahlung seiner Arbeit war während der Zeit der galoppierenden Inflation der jeweils bei einer Teilablieferung in Innsbruck geltende Brotpreis vereinbart worden. Mich erfüllte diese Art kluger Hilfe über Grenzen und Nöte hinweg mit staunender Bewunderung.

Meine Arbeit schien mir zunächst eintönig. Aber sie beanspruchte zum Glück nur einen kleinen Teil des Tages. Robert von Planta, der infolge eines Nervenleidens nur wenige Stunden im Tag geistiger Arbeit obliegen durfte, pflegte vormittags und nachmittags durch seinen schönen Baumgarten zu gehen und seine Obstbäume, deren beeindruckende Fülle und Sortenreichtum hinter der heutigen eintönigen Monokultur nicht mehr erahnt werden kann, zu mustern. Er trug in seinem weissen Kittel stets eine kleine Baumschere und ein Knäuelchen Bast mit sich, schnitt da ein Wild- oder Wasserschoss weg, band kleine Zweige nach seinem Sinn zurück und prüfte Laub und Fruchtansatz, ohne gleich bei jedem Schorf oder anderem Pilzbefall an Bekämpfung zu denken. Und da wurde es bald fast zur Regel,

dass der stets von einem Fox begleitete Gartenfreund mich mitnahm, und es sich angelegen sein liess, dem von Obst, Obstsorten und Obstbau nicht die leiseste Ahnung habenden Engadiner-Jüngling seine Hochstämme, Halbstämme, Palmetten und Spaliere vorzustellen und sie beim Namen zu nennen. Meine Freude am Handanlegen und Zupacken gefiel ihm. So war kaum eine Woche vergangen, als ich schon ermuntert wurde, eine längs der Gartenmauer am Rande der alten, verlassenen Talstrasse wachsende, als Spalier gedachte Reihe von knapp mannshohen Apfelbäumchen zu pfropfen. Der Gärtner, der leutselige, stets gesprächige Sebastian, von dem ich, nebenbei bemerkt, allerlei Wissenswertes über das Dorf und seine Bewohner erfuhr, brachte mir die Pfropfreiser und führte mich in die Kunst des Pfropfens ein, die nicht bei prallem Sonnenschein ausgeübt werden durfte. Einige Apfelsorten sind mir noch im Gedächtnis haften geblieben, so die Edelborsdorfer, Zwiebelborsdorfer, Klaräpfel u.a. So lernte ich bald auch, mit Baumschere, Pfropfmesser, Baumwachs und Bast umzugehen. Von grossem Erfolg war mein Wirken nicht gekrönt, aber Herr Doktor, wie man ihn im Dorf und im Schloss nannte, hat darüber nachsichtig hinweggesehen. Sein Hauptanliegen bei solchen Pfropfaktionen war die Erhaltung der nach seiner Meinung im Tal heimatberechtigten alten Apfelsorten. Er bedauerte den Rückgang verschiedener Lederäpfel, der Suuracher, der Blauacher und der Achacherer, Rambouren und der für Apfelschnitz so geschätzten Usteräpfel, die der Gärtner auch Chridebüchsler nannte. Er hatte einen Obstgartenplan, in den die Bäume eingetragen waren, neben den genannten auch die bekannten Grafensteiner, Goldparmänen, die Berner Rosenäpfel, die Danziger Kantäpfel, Ananasreinetten usw. Aber auch den Birnen und dem Steinobst galt seine Liebe. Es gab da einen eigentlichen «Zwetschgenbongert», wo auch Pflaumen, Palogen, Palögli, Renekloden



Gartenanlage ausgeführt nach Vorschlag von Prof. Heinrich Wölfflin. Von der Schlosstreppe aus gesehen.

und Mirabellen, ja sogar Küreli (Kornelkirschen) anzutreffen waren. Und dann die verschiedenen kleinwüchsigen Weichselstämmchen mit hellroten und ganz dunkeln Früchten. Da kamen Obstliebhaber von der Reifezeit der «Maiechriesi», Pfirsiche und Aprikosen weg bis in den Herbst hinein nie aus dem Schwelgen heraus. Von alledem ist heute, ein gutes halbes Jahrhundert später, wenig übrig geblieben. Verschwunden sind auch die gewaltigen Nussbäume längs der nördlichen Baumgartenmauer, unter denen im Frühjahr die Morcheln reichlich gediehen.

Zu dem dem Schloss ostwärts vorgelagerten Gut gehört der durch die Talstrasse zweigeteilte Ziergarten mit der nach Vorschlägen von Heinrich Wölfflin gebauten Balustrade, an die sich ein Freiluft-Schwimmbassin mit angebautem, damals schon unbrauchbar gewordenen Kessel für die Warmwasserversorgung in einem turmartigen kaum 2 x 2 Meter im Grundriss messenden Holzverschlag anschloss. Aus dem hier mit allerlei Sträuchern bewachsenen Teil des Ziergartens heraustretend, steht man unmittelbar vor der überdachten Kegelbahn, wo namentlich mit Gästen oft gespielt wurde. Mich fesselte ebensosehr der Lawn-Tennisplatz, der viel Pflege erheischte: das häufige Kurzschneiden des Rasens, das Ausstechen der Wegeriche und das Walzen mit einer ziemlich dicken mit Wasser gefüllten Walze, die von Hand über den Platz gezogen werden musste. Der Gärtner schätzte es und wunderte sich zugleich, dass mir diese Arbeit Spass machte. Mehr Vergnügen bereitete mir freilich das Hantieren im verlassenen Bienenstand und im geräumigen zunächst verlotterten, von früherer Wertschätzung träumenden Gewächshaus, in dem wir erst in den kommenden Jahren wieder tätig wurden. Überall wo es galt, etwas zu flicken oder zusammenzuschustern durfte ich zupacken oder mitprüfen, ob nicht doch besser der wackere, zuverlässige Maurer Fasolini aus Sils aufgeboten werden sollte. Mit ihm versuchten wir, wenn sich Verständigungsschwierigkeiten einstellten, uns auf lombardisch zu unterhalten.

Zurückdenkend kommt es mir manchmal vor, als hätte ich mehr im Freien, im Schloss und im Stall gearbeitet als am Schreibtisch. Dieser Eindruck verstärkt sich noch, wenn ich bedenke, wieviele Stunden wir auf dem Tennisplatz, auf der Promenade, dem flachen Wulst zwischen dem Baumgarten und dem davor gelagerten tiefer liegenden Gemüsegarten verbrachten. Hier erfuhr ich dann auch, dass dieser Wulst der letzte Überrest der im Mittelalter das Städtchen Fürstenau umfassenden Einfriedung ist. Ein mich immer wieder tief beeindruckender Spazierweg aber war die Allee. Ausser den Einheimischen ist sie kaum jemandem bekannt. Man erreichte sie schon damals am besten, wenn man bei Fürstenau-Bruck die Talstrasse nördlich des Tobelbaches verliess und links in das Föhrenwäldchen einschwenkte. Nach einigen hundert Schritten öffnete sich dann dem Wanderer ein langer, schnurgerade auf den Schlossfelsen ausgerichteter Weg, unsere Fürstenauer Allee. Hohe dünnastige Tannen untermischt mit rotschimmernden Föhren, vereinzelte Laubbäume, als Unterholz Liguster, Schneeball, Geissblatt und ihre den Boden bedeckenden Begleiter markierten rechts als schmaler Streifen die Grenze gegen die wohlgepflegte Obstpflanzung des Herrn Gaudenz von Planta, des im «Bischöflichen Schloss» wohnenden Bruders Robert von Plantas. Links ging der Weg unvermerkt in das regellos emporstrebende Gehölz des bis zum Rheinwuhr reichenden Auwaldes über. Der mit Tannennadeln leicht bedeckte Boden dämpfte die Schritte wie ein Läufer. Es gab für den Stille und Schatten Suchenden keinen schöneren Spazierweg im Tale. Heute haben Strassen- und Wuhrbau dieses Stück Paradies stark verändert. Die breitspurigen landwirtschaftlichen Maschinen haben die Allee entzaubert. Damals aber konnte man hier stundenlang vom Rauschen des Föhns oder vom Vogelgezwitscher begleitet promenieren, in Gesellschaft diskutieren oder allein seinen Gedanken nachhängen. Hier traf man ab und zu auch den in Stufels wohnenden Winterthurer Gustav Gamper, dem Gaudenz von Planta als intimer Freund einen sich über längere Zeit

hinziehenden Aufenthalt ermöglicht hatte. Gamper war ein feinfühliger, stiller Herr mit einer breit gefächerten, künstlerischen Begabung. Er hatte Musik und Malerei studiert und war, damals gut fünzigjährig, hauptsächlich der Lyrik und Prosaerzählung zugewandt. Der Verlust seines kleinen Sohnes Harold, dem er ein Gedichtbändchen widmete, verstärkte noch seinen Hang zur Einsamkeit. Seine sensible Wesensart wurde mir einmal eindrücklich bewusst, als er zufällig im Baumgarten erschien, gerade als wir Axt und Säge an einen alten Nussbaum gelegt hatten. Er starrte uns entgeistert an und fragte dann Herrn Doktor geradezu verzweifelt: «Aber muss das wirklich geschehen?» Dann ging er. Der Dichter und Maler lebte hier mit seinem Töchterchen Helene, der späteren Frau des Zürcher Bildhauers Franz Fischer, umsorgt von einer strohblonden Dänin. Die «Stufelser» kamen des öftern, besonders am Sonntag ins Schloss zum Tee um vier Uhr. Vor allem schätzte Robert von Planta Gampers Cellospiel. Die literarische Leistung dieses 1948 in Zürich verstorbenen Schriftstellers ist zusammengefasst in seinen «Gesammelten Werken», 3 Bände, erschienen in den Jahren 1935 – 1944. Vgl. zur Biographie Deutsches Literaturlexikon, Bern 1978.

Als Famulus im Dienste des Namenbuches verblasste mein heimlicher Wunsch, einmal Naturwissenschaften, namentlich Botanik zu studieren, immer mehr, und das Interesse für die Namenforschung wuchs von Woche zu Woche, so dass es mir leicht fiel, auch abends wenn es im Hause still wurde, die Exzerpierung der Namenlisten zügig voranzutreiben und so am Tage verlorene Zeit aufzuholen. Mit der Zahl der gefüllten Kartothekschachteln wuchs in mir das Gefühl, das Vertrauen meines Mentors zu gewinnen. Gegen Ende August schlug mir Fritz Redenbacher vor, mit ihm den Piz Beverin zu besteigen. Wir verliessen Fürstenau zu Fuss wegen der Hitze erst in den Nachmittagsstunden und schalteten eine Marschpause in Tschappina ein. Dort trafen wir neben der Kirche einen alten Mann, mit dem wir, von unserer Aufgabe erfüllt, bald auf das werdende Namenbuch zu sprechen kamen. Da zog Redenbacher auch gleich Papier aus dem Rucksack und liess sich die Alp- und Waldnamen der gegenüberliegenden Bergflanke von den Krähenköpfen über Parpeina und Masügg bis hinunter nach Ober-Tagstein aufzählen. Dabei lehrte er mich erstmals, die phonetischen Zeichen, die ich am Arbeitstisch z.T. schon kennengelernt hatte, auch anzuwenden. Dies war meine erste Stunde als «Explorator im Gelände», eine Tätigkeit, der ich dann mehr oder weniger Zeit meines Lebens verpflichtet blieb. Des Münchner Studenten, der mir in Fürstenau auch manches diskret beibrachte, was man mit gebildeten Menschen höheren Standes in einem gepflegten Hause wissen muss, gedenke ich stets in freundschaftlicher Verbundenheit. An jenem Abend marschierten wir noch bis Glas. Von dort aus erklommen wir am folgenden Tage den Beverin in gemütlicher Bergwanderung und kehrten über Mathon–Viamala nach Fürstenau zu Fuss zurück.

Immer häufiger kam Robert von Planta, besonders nach der Abreise Redenbachers, mir gegenüber auf die Möglichkeit meiner Anstellung als Mitarbeiter am Namenbuch zu sprechen. Da ich aber noch ein Jahr Kantonsschule vor mir hatte, legte ich dieses mich lockende Anerbieten nach meiner Rückkehr nach Chur meinem damaligen Deutschlehrer, Seminardirektor Paul Conrad vor, der aber in beinahe imperativem Ton mahnte, zuerst müsse ich mein Lehrerpatent erwerben; dann aber dürfe ich auf dieses Stellenangebot ohne Bedenken eingehen. Da ich bei meinem Abschied von Fürstenau herzlich eingeladen worden war, während des kommenden Schuljahres die Sonntage dort zu verbringen, konnten wir die Aspekte einer länger währenden Mitarbeit am Namenbuch und die Frage des daran anschliessenden Studiums der Romanistik in aller Ruhe durchdenken und uns am 28. September bei einem Spaziergang einigen. Schon tags darauf bestätigte Herr von Planta unsere Abmachung mit dem Brief, den ich hier folgen lasse. Er mag als Dokument für die damals herrschenden Verhältnisse wie für die sich damit anbahnende engere Verbindung des al-

ternden Gelehrten mit dem zu vollem Einsatz entschlossenen um einundvierzig Jahre jüngeren Kantonsschüler einige Aussagekraft haben. Der Brief lautete:

Lieber Herr Schorta, anstelle eines schriftlichen Vertrages über die gestrigen Abmachungen schreibe ich Ihnen diesen Brief. Wir haben folgendes vereinbart:

Sie treten am nächsten Juli die Stelle bei mir an. Die Dauer wird auf drei Jahre festgestellt. Der Gehalt beträgt im ersten Jahr 3000, im zweiten 3500, im dritten 4000 fr. nebst freier Kost und Wohnung (einschliesslich Licht und Heizung). Arbeitszeit 8 Stunden, Sonntage frei. Praktische Arbeit im Hause oder im Freien wird eingerechnet, ebenso gemeinsames Arbeiten auf anderen Gebieten der Romanistik. Auf Reisen wird die Zeitberechnung den Umständen angepasst. Arbeitsausfall durch Ferien, Krankheit oder Militärdienst wird am Schlusse des Jahres nachgeholt, so dass das neue Arbeitsjahr nach Einholung des Ausgefallenen beginnt. Wenn nach Ablauf der drei Jahre eine Fortsetzung beabsichtigt wird, ist der Gehalt neu zu vereinbaren.

In meinem Testament ist für den Fall meines Ablebens vor Beendigung des Namenbuches vorgesehen, dass die Arbeit an eine eventuell von mir schriftlich bestimmte Persönlichkeit übergehe. Meine Absicht ist, wenn Sie, wie ich nicht bezweifle, Ihre Arbeit zur vollen Zufriedenheit ausführen und die wissenschaftliche Eignung sich im Verlaufe der Arbeit angeeignet haben werden, hierzu Sie zu bezeichnen.

Hiermit glaube ich, den Inhalt unseres Gespräches in genügender Vollständigkeit wiedergegeben zu haben und schliesse mit herzlichem Grusse. Ihr Dr. Robert Planta.

Fürstenau, den 29. September 1924

Von diesem für mein Leben entscheidenden Tage an fühlte ich mich von einem mir väterlich zugetanen, edlen Menschen begleitet, aber auch einem grossen wissenschaftlichen Werk verpflichtet. Während des nun folgenden letzten Kantonsschuljahres verbrachte ich das Wochenende so oft wie möglich in Fürstenau,

Robert von Planta in der Bibliothek.

wo inzwischen ein von Professor Heinrich Wölfflin empfohlener junger Germanist, Alois Johannes Lippl, ebenfalls aus München, die von Fritz Redenbacher verlassene Erholungsstelle einnehmen konnte. Im Herbst wurde ich in Chur dem damaligen Stadtschreiber und Archivar Michael Valär vorgestellt und für die mir neben der Schule verbleibende Freizeit mit Exzerpierungsarbeiten, zunächst aus den alten Churer Rufbüchern und anderen jüngeren Archivalien, dann aber zunehmend auch aus älteren deutsch geschriebenen Urkunden betraut. Ich durfte im Stadtkanzleibüro arbeiten. Dr. Valär, der auf der anderen Seite des Dachpultes sass, half mir mit wahrer Lammsgeduld die oft recht wild aussehende deutsche Schrift lesen. So wurde ich für die Arbeit in den Gemeindearchiven einigermassen vorbereitet, noch bevor ich die Stelle richtig angetreten hatte.

In Fürstenau indessen ruhte die Arbeit am Namenbuch fast ganz. Der junge Lippl, damals gut zwanzigjährig, war ein bezaubernder Feuerkopf, erfüllt von einer schwärmerischen Verehrung für die deutsche Literatur, für den

Minnegesang, das Nibelungenlied wie für die Modernen: Hans Carossa, Hermann Hesse, Gerhard Hauptmann u.a. Obwohl von Haus aus bayerisch sprechend, beherrschte er ein prächtiges Hochdeutsch und las leidenschaftlich gerne vor. Unvergesslich bleibt mir, wie er Gerhard Hauptmanns «Ketzer von Soana» las und Rilkes «Cornet» fast deklamatorisch vortrug. Er hatte sich auch bereits erste Lorbeeren als Schriftsteller verdient, durfte er es doch schon mit 20 Jahren erleben, dass sein Überlinger Münsterspiel anlässlich einer in diesem Bodenseestädtchen durchgeführten Zentenarfeier aufgeführt wurde. Auch sein dramatisches Spiel «Totentanz» hatte ihm bereits verdientes Lob eingetragen. Lippl wäre zweifellos eine glänzende Literatenlaufbahn beschieden gewesen, wäre er nicht nach der Machtergreifung durch die Nazis in seiner Entfaltung durch Missgunst und Neid behindert und verbraucht worden. Aus der zwischen München und Nürnberg gelegenen Landschaft Halledau stammend, war er ganz Kind des streng katholischen urwüchsigen Volksschlages dieses Landesteiles, das er meisterhaft darzustellen verstand. Das bestätigt auch die Würdigung seines Schaffens in Reklams Schauspielführer. Was ihn überdies auszeichnete, war seine Musikalität. Er spielte, wie mir schien, sehr gut Gitarre als Begleitung zu ansprechend vorgesungenen Liedern, zum Teil aus dem «Zupfgeigenhansl». Besonders beglückt war Robert von Planta von der Beschlagenheit Lippls in der deutschen klassischen Musik, die ihn befähigte, in Gesprächen über Klavier- und Kammermusik, über grosse Orchesterwerke wie über Komponisten und Interpreten klug mitzureden. Es wurde ihm von Eugen Jochum attestiert, dass er grosse Teile aus Brucknersymphonien genau kannte. Dies also vor der Zeit des grossen Schallplattenbooms.

Sich über Musik zu unterhalten war für Robert von Planta ein Bedürfnis, das er in seiner Einsamkeit selten zu stillen vermochte. Als junger kaum dem Gymnasium entwachsener Mann hatte er davon geträumt, eine künstlerische Laufbahn wählen zu können, was ihm aber als Sohn einer Aristokratenfamilie versagt blieb. «Hätte es damals (also in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts) so etwas wie Musikwissenschaft gegeben», sagte er mir einmal, «so hätte ich mich ihr verschrieben.» Dort wäre er auch während der Studienjahre näher bei seinem Freund Heinrich Wölfflin gewesen. Wölfflins Vater Eduard, Professor für klassische Philologie an der Universität München, Begründer der Zeitschrift für lateinische Lexikographie und des Thesaurus Linguae Latinae, mag wohl für die Weichenstellung zugunsten der Sprachwissenschaft mit verantwortlich gewesen sein. Den endgültigen Entschluss, sich der Indogermanistik zuzuwenden, fasste Robert von Planta erst nach Lektüre der damals erschienenen grossen Grammatik der Indogermanischen Sprachen von Friedrich Karl Brugmann. Als erste Frucht seines Studiums legte er in den Jahren 1892 und 1897 das aus seiner hervorragenden Zürcher Dissertation herausgewachsene Monumentalwerk, Grammatik der oskisch-umbrischen Dialekte (nahezu 1400 Seiten), vor, welches, wie Ernst Risch, Professor für Klassische Philologie an der Universität Zürich, in seiner Würdigung von Robert von Planta als Indogermanist (NZZ. 8. März 1964, Blatt 5) schreibt, die umfassendste Darstellung der unter diesem Sammelnamen oskisch-humbrisch bekannten altitalischen Sprachen oder Dialekte geblieben ist. Dem Studium der Romanistik, insbesondere des Rätoromanischen wandte er sich um die Jahrhundertwende zu.

Die Hinwendung zur Musik blieb in ihm aber zeitlebens bestehen. Er spielte, bevor in späteren Jahren seine linke Hand durch ein tragisches Missgeschick steif wurde, ausgezeichnet Klavier. Als ich in Fürstenau lebte, wurde stets zu zweit gespielt, wobei Herr von Planta die rechte, die Hausdame, Fräulein Nencki, und später ihre Nachfolgerin, Lilly Eugster, die linke Hand übernahmen. So wurde am Abend oft musiziert. Vor allem hörte ich Klaviermusik von Mozart, Haydn, Schumann, Schubert, aber auch von Debussy und anderen. Die Musikbibliothek war reich dotiert. Zusammen mit Gustav Gamper oder Fritz Redenbacher, die beide geübte Cellisten waren, spielte man auch ar-

Klavierquintett 1924. Von links nach rechts: Robert v. Planta am Flügel, Herr Porges; 1. Violine; Fritz Redenbacher, Cello; Pfarrer Odermatt, Avers, Bratsche; Marcella Nencki, Bern, Hausdame; Frl. Dold aus Südafrika, Freundin von M. Nencki; Pfarrer Künzler, Feldis, 2. Violine; Astrid Kristensen, Haushälterin von Gustav Gamper, Frau Porges, Malerin.

rangierte Stücke. In Erinnerung blieb mir die Hornsonate von Beethoven, die mit Cello sehr schön klang. Festliche Musiktage konnten stattfinden, wenn Pfarrer Arnold Odermatt aus dem Avers mit seiner Bratsche und Pfarrer Konrad Künzler von Feldis mit seiner Violine herunter kamen, zu denen sich ein Deutscher, Herr Porges, mit seiner Frau Clara, einer Malerin, gesellte, die die Engadiner aber auch die Tessiner Landschaft in vielen, leider kaum mehr beachteten Aquarellen festgehalten hat. Da wurde dann ausgiebig Kammermusik gemacht. Es klang nicht immer rein, und wenn der am wenigsten geübte, streckenweise auf seinen Skiern hergereiste Pfarrer Odermatt aus dem Takt fiel oder sich bei schwierigeren Partien verhaspelte, meinte er schalkhaft, es habe da halt «apere Blätz» wie gegen Frühjahr auf der Averser Strasse, und da stürze er halt leicht. Lippl spielte bei solchen Gelegenheiten den «Konzertmeister», schlug gar Programme vor. Kleine öffentliche Konzerte wurden einige Male in der Fürstenauer Kirche gegeben, was nur möglich war, wenn wir das Klavier aus dem Esszimmer in die Kirche hinunter trugen, ein mühsamer Transport für 4 bis 6 Männer, der mir den Schweiss nicht nur der Anstrengung wegen auf die Stirne trieb, sondern auch aus Angst, es könnte auf der Schlosstreppe etwas passieren. Solcher Mühen und Ängste enthoben waren Musizierende und ihre Helfer, wenn sie von Herrn Gaudenz von Planta, dem Bruder des Doktors, eingeladen wurden, im geräumigen Saal seines «Bischöflichen Schlosses» zu konzertieren. Dort stand ein Flügel bereit, dessen Klang man selten vernahm, der aber den schönen mit Stukkaturen aus der Zeit des Bischofs Benedikt von Rost diskret geschmückten Raum stimmungsvoll füllen konnte.

Nicht unerwähnt soll bleiben, dass Robert von Planta eine wohlklingende, sanfte und

doch tragende Baritonstimme besass und auch gerne mit Klavierbegleitung sang. Dies geschah aber selten, wenn Besuch da war. Des Repertoirs erinnere ich mich nur bruchstückhaft. Es waren italienische Lieder, Schumann und Schubert Lieder, bisweilen auch Arien aus deutschen Opern. Fest in Erinnerung blieb mir, weil oft gehört, ein Lied von Johann Sebastian Bach: «Endlich wird mein Joch wieder von mir weichen müssen». Erst viel später begriff ich, aus welcher Seelentiefe und Pein dieses Lied gesungen wurde. Klang diese Melodie wie erlösendes Aufatmen, wie ein Dankgebet, so fand des Sängers Stimme die sanftesten Töne, wenn er Friedrich Bodenstedts Lied vortrug: «Es hat die Rose sich beklagt, dass gar zu schnell der Duft vergehe, den ihr der Lenz gegeben habe. Da hab ich ihr zum Trost gesagt, dass er durch meine Lieder wehe und dort ein ewiges Leben habe». Sein Sinn fürs Feierliche kam in den jeweils am Heiligen Abend im Saal in Anwesenheit einiger weniger Dorfbewohner gesungenen Cornelius Liedern packend zum Ausdruck. Sein frohgemut vorgetragenes «Wie schön geschmückt der festliche Raum! Die Lichter funkeln am Weihnachtsbaum! O fröhliche Zeit, o seliger Traum!» nirgends hätte es packender geklungen als hier.

Es kamen auch Sängerinnen nach Fürstenau, so die Churer Sopranistin Bärbi Hunger, deren wirklich schöne kultivierte Stimme, am Blüthner Flügel im Saal begleitet, alle Anwesenden beeindruckte. Schade, dass diese musikalisch hochbegabte Frau sich so früh aus der Bündner Musikszene zurückzog. Unvergesslich blieb mir trotz der inzwischen verflossenen sechzig Jahre, wie sie die Schumann-Lieder aus dem Zyklus Frauenliebe und Leben vortrug. Ein Ereignis besonderer Art war der Besuch der Zürcher Kammersängerin Ilona Durigo. Was sie sang, weiss ich nicht mehr. Doch blieb mir sonst ihre Person wegen der herzerfrischenden Stimmung, die sie schuf, im Gedächtnis dauernd haften. Ich glaube, nur wenige Gäste haben unsere damalige Hausgemeinschaft so erheitert, wie es Frau Durigo mit ihren selbsterlebten Anekdoten aus ihrem Künstlerleben tat.

Alois Johannes Lippl, die für den Winter 1924/25 zentrale Figur, der aber auch später des öftern zu Gast im Schloss weilte, war ein begeisterter Anhänger der deutschen Jugendbewegung, wie sie in Wilhelm Försters Buch «Jugendseele, Jugendbewegung, Jugendziel» prägnanten Ausdruck gefunden hat. Als solcher hatte er auch an den bedeutsamen Jugendtreffen auf der Burg Rotenfels am Main teilgenommen und dort einen jungen Musikstudenten aus dem schwäbischen Babenhausen kennen gelernt: Eugen Jochum. Er verstand es, Robert von Planta zu überreden, diesen jungen Mann zusammen mit einem weiteren «Jugendbewegten» nach Fürstenau einzuladen. Er kam, sah und siegte. Der grossgewachsene, liebenswürdige Mann war zauberhaft. Zusammen mit seinem Begleiter Pfister (den ich ganz aus den Augen verlor) und Lippl debattierte er, dass alle darob ihre helle Freude hatten. Da wurde Wagner von der Münchner Troika im Sturmangriff bedrängt, vom lachenden Hausherrn aber geschickt verteidigt. Da rannte man gegen Max Reger an und liess in jugendlichem Übereifer auch an Arthur Honegger keinen guten Faden. Das alles geschah meist am Mittagstisch. Weiter ging es dann mit leichtem Geplauder auf der Veranda und auf Spaziergängen. Von diesen sind auch diejenigen nach Stufels zu Gustav Gamper zum schwarzen Kaffee oder zum Tee zu erwähnen. Dort geschah es, dass Alois beobachtete, wie Fräulein Astrid Kristensen, die Haushälterin, ihrem schutzbefohlenen Helenli den Umgang mit Modellierton lehrte. Er war ob ihrer Geschicklichkeit und ihrer Phantasie so erstaunt, dass er sie zu überzeugen verstand, sich weiter auszubilden. So kam es, dass die Dänin, von Stufels längst weggezogen, Jahre später ihre kleinformatigen menschlichen Figuren sogar im Kunsthaus Zürich ausstellen durfte. Heinrich Wölfflin fand sie zwar «widerlich», Hagar und Ismael mit ihren Fratzen und untersetzten nackten Leibern eher der Welt der exotischen Primitiven zuzuzählen. Aber mir will scheinen, man würde sie heute anders beurteilen, vielleicht gar als avantgardistisch.

Das Jahr 1924 bescherte dem Domleschg

Auf der Terrasse. Links Eugen Jochum und Frau.

grüne Weihnachten bei klarstem Wetter. So erstaunt es denn nicht, dass sich die drei Münchner am Weihnachtsabend zu Fuss über Rodels – Realta nach Cazis zur Weihnachtsmesse begaben und dann über Thusis – Sils nach Fürstenau zurückkehrten. Da ich Weihnachten in Zernez bei meinen Eltern und Geschwistern verbrachte, ging ich dieses Erlebnisses verlustig, was mir sehr leid tat; denn die tief religiösen Studenten zehrten noch lange von dieser bei klirrender Kälte erlebten sternklaren Nacht. Von diesem Jahresende an blieb Eugen Jochum dauernd mit Fürstenau und später mit mir verbunden. Ich darf daher wohl noch einige Erinnerungen an ihn auffrischen, wobei auf biographische Angaben, die man anderswo besser findet, verzichtet werden muss. Er hatte längst seine Orchester-Dirigentenlaufbahn begonnen, hatte in Kiel, Lübeck, Mannheim sein Ansehen erkämpft und war in Duisburg fest engagiert, als er wieder in Fürstenau erschien. Mit ihm kam auch seine junge Frau Maria, geb. Montz, eine hochbegabte Rheinländerin, die er schon als Student auf der Burg Rotenfels kennen gelernt hatte. Sie war bereits seine umsichtige und auch geschäftstüchtige Treuhänderin geworden, die ihn später auf seinen ungezählten Konzerttourneen in der ganzen Welt begleitete und umsorgte. In Fürstenau fiel ihre grosse Belesenheit und ihr sicherer Geschmack in der Beurteilung zeitgenössischer Literatur und Musik auf. Sie war eine begeisterte Rilke-Verehrerin. Obschon zur Erholung nach Fürstenau gekommen, hatte Eugen Jochum auch einen ganzen Handkoffer voll Partituren von Werken mitgenommen, die er in der kommenden Zeit aufzuführen gedachte. Er las sie meist am frühen Vormittag im Terrassenpavillon durch und versah sie mit spärlichen Randnotizen und Zeichen. Am Mittagstisch tauschte er gelegentlich dann mit Robert von Planta Gedanken über diese Werke aus. Wer gesehen hat, wie der Dirigent, seine Blicke von den Partituren wegwendend, die Konturen des Piz Mitgel, das Wolkenspiel über den Felswänden und Abgründen der

Scharanser Umgebung auf sich wirken liess, ahnt, dass etwas von diesem Naturschauspiel im damals noch so stillen Tal auch in Jochums Interpretationen hineingeflossen sein wird.

Robert von Planta hatte damals aus zweiter Hand für mich ein grosses Motorrad mit Seitenwagen, Marke Condor, angeschafft, mit dem ich nicht nur «Namenbuchfahrten» in die Bündner Täler und Dörfer hinaus, sondern auch Botengänge nach Thusis und Chur unternahm. Auch holte ich des öftern den Schlossherrn am Bahnhof Rodels oder Thusis ab, wenn er von Zürich, wo er häufig Konzerte und Opern besuchte, zurückkam. Für dieses donnernde, schon recht lotterige Fahrzeug bekundete auch Eugen Jochum lebhaftes Interesse und fuhr gerne im Sidecar mit mir aufs Land. Unsere erste grössere Fahrt galt dem Lugnez; ich hatte dort in Villa und in Surcasti Aufgaben zu erledigen. Bis zum Frauentor Porclas, ja bis Villa verlief alles gut. Auf der Fahrt über Cumbel-Peiden nach Uors merkten wir noch nichts Beunruhigendes an unserer Maschine. Aber auf der Rückfahrt von Surcasti nach Uors zurück begann sie zu klopfen, zu rauchen und zu stinken. Wir mussten absteigen und das Dreiradvehikel bei ziemlich drückender Hitze bis ins Dorf hinauf stossen. Ich hatte es offenbar an der Wartung fehlen lassen. Irgendwie kam das Gefährt doch wieder in Gang, so dass wir die Fahrt heimwärts bald antreten konnten. Wir versäumten es nicht, auf der Strecke ausserhalb des Versamer Tobels mehrmals anzuhalten, um in stiller Ergriffenheit die gewaltigen Massen der Ruinaulta auf uns wirken zu lassen. «Das sieht unserem Rhein gleich», meinte Jochum. Auf einer weiteren Fahrt, diesmal über den Julier ins Engadin, spielte das Wetter übel mit. Am ersten Tage genossen wir noch von der Julier-Passstrasse aus den Blick über Fuorcla Surley in das noch ziemlich wolkenfreie Berninamassiv hinüber und konnten auch noch bei Sonnenschein in Segl-Baselgia auf die Halbinsel Chastè hinauswandern. Beim Gedenkstein für Friedrich Nietzsche rasteten wir behaglich im Grase und unterhielten uns, in das Gekräusel und Geflimmer des inzwischen unruhig gewordenen Sees hinausblickend über die damals zu National-Idolen emporgehobenen Nietzsche und Wagner. Blutjung und unwissend wie ich war, konnte ich eigentlich dem um drei Jahre älteren Freund nur still zuhören. In der geschichtsträchtigen Wirtsstube der Pensiun Chastè, deren in den Deckenriemen eingekerbte lateinische Inschriften schon so manchen Gast fesselten, lasen auch wir, uns gegenseitig zublinzelnd *Festina lente, tempora tempore tempera!* «Eile mit Weile! Mässige die Zeiten mit der Zeit!» Auf meine Art versuchte ich dann, auf meinem Motorrad das Engadin hinunter fahrend, die Mahnung zu beherzigen, trotzdem der Himmel sich verdüstert hatte und zur Eile mahnte. Wir übernachteten in Zernez in der Pensiun Alpina, die damals von meiner Schwester Salome geführt wurde. Am folgenden Morgen regnete es. Robert von Planta riet mir, die Rückfahrt mit der Bahn anzutreten, was wir dann auch taten. Das war Jochums letztes Abenteuer im Fürstenauer Sidecar, nicht aber unser letzter gemeinsamer Ausflug. Der Zeitenfolge etwas vorauseilend möchte ich hier unsere Fahrt vom Château de Muzot bei Siders nach Raron zum Grabe Rainer Maria Rilkes, diesmal ohne Beiwagen, und kurz darauf nach Zinal im Val d'Anniviers erwähnen. Das war im Sommer 1931. Werner Reinhardt hatte dem Ehepaar Jochum sein Schlösschen Muzot für einen Erholungsaufenthalt zur Verfügung gestellt, und ich wurde von meinen Freunden eingeladen, einige Tage mit ihnen zu verbringen. Dieses mitten in Weinbergen gelegene Paradieschen, wo Rilke ebenfalls gewohnt hatte, war noch ganz vom Geiste des Dichters beseelt. Die Haushälterin, Fräulein Baumgartner, die für die Gäste sorgte, war sehr darauf bedacht, alles so zu belassen, wie es vorher war. Sogar die einfachen Glaskelche auf den Bänken und Tischchen im Garten standen an ihrem Platz und erhielten stets wieder frische Rosen. Dass ich ein solches Glas als Geschenk mitnehmen durfte, hat mich damals sehr stolz gemacht. Es war von Rilke selber im Warenhaus in Siders im Dutzend gekauft worden; wir zählen es aber heute, 55 Jahre später, zu unseren Kostbarkeiten.

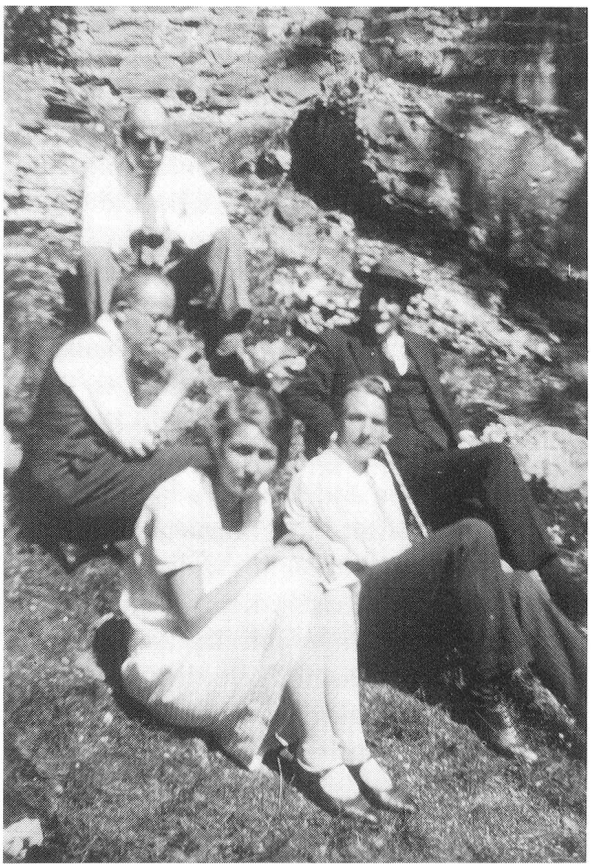
Transport von Eugen Jochum mit verstauchtem Fuss vom Haus Mengelberg in Zuort durch die Schlucht nach Hotel Val Sinestra, Sommer 1958.

Unsere letzte gemeinsame Fahrt erlebten wir viele Jahre später nach Auflösung des Fürstenauer Haushaltes im Sommer 1958, also 19 Jahre nach Robert von Plantas Tod. Eugen Jochum verbrachte damals mit seiner Frau Maria einige Ferientage auf dem Hof Zuort in Val Sinestra im Chalet des holländischen Dirigenten Willem Mengelberg. Auch dieser weilte nicht mehr unter den Lebenden; das Gut, das nach seinem Willen in ein Ferienheim für Musiker umgewandelt wurde, blieb jeweils während der Sommerzeit unter der Obhut zweier Damen, seiner ehemaligen Freundin Marianne Günther, zeitweise von Fräulein Hemskerk, einst Primgeigerin im Concertgeboworchester, unterstützt, für Gäste offen. Von dort her erhielt ich von Frau Jochum die Einladung, für einige Tage zu ihnen heraufzukommen, um mit Eugen, der sich schrecklich langweilte, einige leichte Touren zu unternehmen. Als ich in Zuort ankam, sass der Dirigent mit einem verstauchten arg geschwollenen Fuss in einem Liegestuhl. Statt der Wanderungen in die strahlende Berglandschaft (ich hatte Heidelberger Hütte, Val Laver usw. geplant) folgte Ruhe im Garten, kurze Spaziergänge mit Frau Maria nach Griosch. Gelangweilt haben wir uns trotzdem nie, wollten sie doch soviel erzählen: von den Weltreisen als Gastdirigent, von den Erlebnissen daheim in Deutschland, die zu verkraften nach vielen Jahren noch so schwer fiel, und von all dem, was man sich im Freundeskreis unbeschwert anvertrauen darf. Ein Anruf aus München machte dann die vorgezogene Rückreise nötig. Der Weg durch die Schlucht nach dem Hotel Val Sinestra war schier unbefahrbar. Trotzdem anerbot sich der Pächter des Landwirtschaftsgutes, die Fahrt mit einem als Traktörchen umfunktionierbaren Motormäher zu wagen. Es wurde ihm ein zweirädriges Leiterwägelchen mit einem Strohsack angehängt. Darauf überstand Eugen Jochum mit seinem sorgsam eingewikkelten Fuss die Reise bei regnerischem Wetter unbeschadet bis zum Hotel, wo das Postauto bestiegen werden konnte. Ich musste, wie weiland ein Sanitätssoldat, bald neben, bald hinter der «Ambulanz» herlaufen. Wir haben später über diese abenteuerliche Fahrt herzlich lachen können. Damals aber war uns recht bange zumute. Heute glaubt kaum jemand, dass ein solcher Transport durch die nunmehr stark veränderte Schlucht möglich war.

Ein angesehener, leider seltener Gast in Fürstenau war Heinrich Wölfflin, zuletzt Professor für Kunstgeschichte in Zürich. Er war, wie schon erwähnt, Klassengenosse von Robert von Planta am Gymnasium in Basel gewesen und blieb zeitlebens sein intimster Freund. Wenn er kam, verzogen sich die beiden Gelehrten in die Bibliothek oder spazierten allein, meist in der Allee. Uns jungen Leuten flösste Wölfflin durch seine vornehme Erscheinung, aber auch durch seine Wortkargheit Respekt ein. Auf den ganz seltenen gemeinsamen Ausflügen konnte er aber auch aus seiner Reserve heraustreten. Ein solcher Tag blieb mir lebhaft in Erinnerung. Es muss wohl ein Sonntag gewesen sein, denn Raymund Vieli war auch erschienen. Wir wanderten am frühen Vormittag

gemächlich nach Sils und an der Burg Hohenrätien vorbei hinauf nach Carschenna, wo eine längere Rast nahe bei der Kapelle St. Albin eingeschaltet wurde. Gleichsam als Aufleuchten und Abendrot der Geschichte dieses nur in kümmerlichen Resten erhaltenen Gotteshauses erwähnte Herr von Planta dessen ersten urkundlichen Nachweis im 12. Jahrhundert als Wegheiligtum, wo durch die schauerliche Viamala ziehende Menschen für ihre Reise Gottes Schutz erflehten, und als letzte bezeugte sakrale Funktion die kirchliche Trauung des Sarner Ingenieurs Richard Lanicca, dem das Domleschg die Rheinkorrektion von Thusis bis Rothenbrunnen verdankt. Nach den Aufzeichnungen von Laniccas Tochter fand diese Trauung im Jahre 1820 in der Kirche St. Johann auf Hohenrätien statt, was eher zutreffen dürfte. Bestimmt stärker als von diesen nüchternen Daten zeigte sich Heinrich Wölfflin von der gigantischen Wucht der ringsum aufsteigenden Wände und von den in einer ganzen Skala von schwarzgrün bis gelblich-braun scheinenden Fichten- und Föhrenwäldern beeindruckt. Die Mittagsrast mit «z'Marend» war für Hohenrätien vorgesehen. Hier hatte Raymund Vieli für eine ansprechende Überraschung gesorgt. In der düsteren Turmruine, wo wir für eine Weile Schatten suchten, zog er Dantes «Divina Commedia» aus der Tasche und deklamierte daraus mit seiner weichen, wohlklingenden Stimme den fünften Gesang des Inferno, der von der erschütternden Liebestragödie der Francesca da Rimini erzählt. Darauf wurde ich aufgefordert, den mir bekannten 33. Gesang vorzutragen, in dem der Tod des Conte Ugolino und seiner beiden Söhne im Kerker in ergreifenden Terzinen beschrieben wird. Beifall haben wir beide nicht erwartet und nicht geerntet. Dazu hatte unsere Vortragskunst nicht ausgereicht; aber wir empfanden diese Einlage in der finster wirkenden Burgruine trotzdem nicht als verfehlt.

Über eine Zeitspanne von nahezu 60 Jahren zurückblickend ist die Erinnerung an die Besucher aus Robert von Planta persönlich oder beruflich nahestehenden Gelehrtenkreisen vielfach verblasst. Schade, dass es mir damals nie eingefallen ist, über das Erlebte Tagebuch zu führen. Dankbar denke ich aber stets daran, dass ich bei Gesprächen mit diesen in der Regel nur auf der Durchreise in die oder von den Sommerferien einen Besuch in Fürstenau einschaltenden Menschen meist zugegen sein durfte. Dies traf auch bei Besuchern zu, die für ihre Forschungen bei dem auch in der Bündner Geschichte gut versierten Gelehrten Rat und Auskunft suchten, so etwa Erwin Pöschel oder Annemarie Schwarzenbach, die ihre Dissertation «Beiträge zur Geschichte des Oberengadins» schrieb. Das war im Sommer 1930. Die junge Doktorandin, mit der ich als Student in Zürich alte Engadiner Texte gelesen hatte, fuhr ich eines Tages mit dem Fürstenauer Sidecar vom Plantahaus in Zuoz auf staubiger Strasse nach La Punt Chamues-ch, wo im Gemeindearchiv einige sie interessierende Urkunden lagen.



Ausflug nach Hohenrätien, kurze Rast in der schattigen Ruine. Rechts hinten Prof. Heinrich Wölfflin.

Meldeten sich Besuche während meiner Abwesenheit «im Gelände», so wurde ich benachrichtigt und kehrte meine Arbeit unterbrechend heim. So konnte ich den berühmten Romanisten, Karl Vossler sehen und hören, jenen hochgebildeten nachmaligen Rektor der Universität München, der auch als mutiger Gegner des damals aufkeimenden Nazitums von sich reden machte. Er war mit seiner Frau (R.v.P. nannte sie nachher eine Auerbach-Figur) erschienen und übernachtete im Schloss. Seine bedeutenden Schriften «Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachgeschichte», «Die romanischen Kulturen und der deutsche Geist» und andere hatten weit über Deutschland hinaus als Mahner und Mittler für Völkerverständigung aufhorchen lassen. Kein Geringerer als der italienische Philosoph Benedetto Croce stellte sich ihm in seiner Zeitschrift La Critica XXIII 1925 begeistert zur Seite. Beide, Croce und Vossler, waren damals Rufer in der Wüste.

Einen ähnlichen Eindruck machte auf mich Antonin Duraffour, Professor für Romanistik an der Universität Grenoble. Er hatte von Berufs wegen Beziehungen zu Graubünden, besuchten doch namentlich angehende Bündner Sekundarlehrer während mindestens eines Sommersemesters seine Französisch-Kurse für Deutschsprachige. Als Dialektologe mit besonderem Interesse für das Frankoprovenzalische beschäftigten ihn einige Gemeinsamkeiten zwischen seinem Forschungsgebiet und Romanischbünden. Unmittelbar vor seiner Ankunft war es uns etwas bange, da wir befürchteten, unser Französisch würde den illustren Gast entsetzen. Aber Antonin Duraffour überraschte uns mit einem auch inbezug auf die Aussprache perfekten Hochdeutsch. Er berichtete, es sei ihm während des Ersten Weltkrieges als Stabsoffizier die Aufgabe übertragen worden, deutsche Kriegsgefangene zu verhören, eine Tätigkeit, bei der er nicht nur seine Sprachkenntnisse ausbauen konnte, sondern auch mit Menschen und Schicksalen konfrontiert worden sei, was sein späteres Leben wesentlich mitgeprägt habe. Sein sensibles Wesen gab uns die Gewissheit, dass seine Befragungen sicher nicht «peinliche Inquisitionen» waren.

Mit grosser Spannung hatten wir dem Besuch des grossen Wilhelm Meyer-Lübke entgegengesehen, jenes Romanisten dessen Werke: «Romanisches Etymologisches Wörterbuch», «Grammatik der romanischen Sprachen» (4 Bände),» Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft», um nur diese zu nennen, noch heute unentbehrliche Führer eines jeden Romanisten sind. Er kam, ich glaube von Bravuogn/Bergün her, dessen eigenwillige Mundart ihn nach der Lektüre der Dissertation von Martin Lutta gefesselt hatte, mit seiner Frau und einer jüngeren Dame. Wilhelm Meyer, geboren 1861, ein Zürcher und naher Verwandter von Konrad Ferdinand Meyer, war im Jahre 1890 als Professor für Romanistik an die Universität Wien berufen worden und wirkte dort, bis er 1915 an die Universität Bonn übersiedelte. Unter seinen Wiener Doktoranden zählte er auch den Engadiner Florian Melcher, den ersten Redaktor am «Dicziunari Rumantsch Grischun» und Hartmann Theus aus Domat/Ems. Wir waren nicht wenig erstaunt, als der greise Gelehrte uns gegenüberstand: klein, fast sehr klein und zierlich, aber von einer Lebendigkeit, die ahnen liess, was er in seinem Leben geleistet und als Professor in zwei aus dem Ersten Weltkrieg zerschlagen hervorgegangenen Staaten erlebt hatte. Seine Frau, eine würdige Matrone, die sich in Bonn den zu arrogant gebärdenden französischen Okkupanten mutig und energisch entgegengestellt und die Gelehrtenstube ihres Gatten erfolgreich abgeschirmt hatte, wirkte neben ihm wie eine Stauffacherin. Wilhelm Meyer-Lübke hatte den Trunser Professor Caspar Decurtins persönlich gekannt und aus dessen Munde manches über den Aufbau der Rätoromanischen Chrestomathie und über die Auswertung und das Schicksal mancher rätoromanischer Handschriften erfahren, das heute wohl niemand mehr weiss.

Fröhliche Stunden erlebte das Haus Fürstenau, als der englische Liviusforscher und Autor eines zweibändigen Werkes «The Italic Dialects», R.S. Conway, ein Kollege aus der

Zeit, als R. von Planta auf dem Gebiet der Indogermanistik forschte, mit seiner Familie zu Besuch kam. Da niemand von uns englisch sprach, wurde die Konversation französisch geführt. Während die beiden Gelehrten sich über das Räterproblem unterhielten, fiel mir die Aufgabe zu, Frau Conway, ihre beiden Töchter und die Schwiegertochter über die Geschichte des Schlosses zu orientieren. Auf besorgte diskrete Erkundigungen über sich allenfalls kündende Gespenster, konnte ich beschwichtigend versichern, dazu sei das Haus viel zu klein und zu wenig geschichtsträchtig.

Der letzte Romanistenbesuch, den das gastliche Haus empfing, kam im Sommer 1931. Eine Gruppe von Studenten und Studentinnen von Jakob Jud an der Universität Zürich hatte eine kurze «Dialektreise» ins Schams unternommen und nach zwei- oder dreitägiger «Arbeit im Gelände» mit einer Wanderung über Zamest-Mutten-Hohenrätien nach Thusis abgeschlossen. Ob der jungen Schar sichtlich erfreut, zeigte ihnen der Gelehrte die grosse Kartothek des werdenden Namenbuches und lud darauf seine Besucher zu einer Kegelpartie ein. Der Höhepunkt derselben war ein «Erkenne dich selbst» genanntes Spiel, bei dem jeder Beteiligte die Einzelresultate seiner sechs Würfe auf die Wandtafel so zu plazieren versuchen sollte, dass die daraus resultierende sechsstellige Zahl den höchstmöglichen Gesamtwert ergab. Die beste Selbsteinschätzung gelang jenem, der die Zahlen von links nach rechts absteigend am richtigsten eingetragen hatte. Diese heiteren Stunden im Kreise fröhlicher Jünger der Romanistik durfte der Siebenundsechzigjährige wenige Monate vor seiner schweren Erkrankung erleben.

Die hier aufgezeichneten «Erinnerungen» dürfen nicht den Eindruck erwecken, es habe in Fürstenau keinen von Arbeit und Sorgen geprägten Alltag gegeben. Eine so gross konzipierte Aufgabe wie die Abfassung eines Rätischen Namenbuches forderte von den daran Beteiligten grossen Einsatz und festen Durchhaltewillen. Obwohl bei meinem Eintritt in den Dienst des Werkes für nahezu die Hälfte der 220 politischen Gemeinden unseres dreisprachigen Kantons mehr oder weniger gute Ortsnamensammlungen bereits bestanden, blieb der Besuch aller Gemeinden, sei es für Neuaufnahmen aus lebendem Munde, sei es für Ergänzungsaufnahmen, Auszügen aus den zum Teil reichen Beständen der Gemeindearchive unabdingbares Erfordernis. So begann ich denn meine Sammelarbeit im Gelände bereits im Sommer 1925, wobei ich zunächst ganz auf Eisenbahn, Postauto und Fahrrad angewiesen war. Über die Aufnahmearbeit wurde, soweit dies für die Beurteilung des gesammelten Materials nötig und als Orientierung oder Wegleitung für ähnliche Unternehmen nützlich war, in der Einleitung zum ersten Band des Namenbuches ausführlich Bericht erstattet. Ich kann mich daher auf wenige mehr persönliche Aspekte und episodenhafte Begebenheiten aus dieser Sammelperiode beschränken.

Für den Spätherbst 1925 hatte R. von Planta einen Vortrag im Schosse der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft in Zürich versprochen. Er empfand das bereits gesammelte, zum Teil aber noch nicht auf Zettel ausgezogene Material als derart rudimentär, dass er nicht wagte, darauf einen Vortrag über Ortsnamen und Siedlungsgeschichte aufzubauen. Daher wünschte er den raschestmöglichen Beginn der systematischen Sammelarbeit namentlich in der Surselva, im Prättigau und Schanfigg und deren Auswertung. Ich begann also im August meine Namenbuchexpedition, die bald zu einer fieberhaften, rastlosen Blitzaktion wurde. Ein altes Militärfahrrad, das Robert von Planta seinerzeit als Wehrmann gefasst hatte, ermöglichte mir, nach getaner Arbeit in einem Dorf ohne auf den nächsten Zug warten zu müssen, weiterzukommen. Bergwärts aber musste das schwere Velo mit einer einzigen für Gebirgsstrassen viel zu grossen Übersetzung und Rücktrittbremse oft schon bei geringer Steigung gestossen werden. Im Dischmatal wäre mir dieses Fahrzeug beinahe zum Verhängnis geworden. Es war im Oktober. Nach einer längeren Arbeitssitzung im Davoser Rathaus wollte ich am späten Nachmittag unbedingt noch nach Dürrboden hineinfahren, obwohl ein Wetterumschlag drohte.

Das steile Strässchen zwang mich bald abzusteigen; es begann zuerst ganz fein, dann immer stärker zu schneien und bald war auch auf den besten Wegstücken an ein Weiterkommen auf dem Velo nicht mehr zu denken, umsoweniger als auch die Nacht bereits eingebrochen war. Ein Licht besass das Fahrrad nicht. Zum Umfallen müde fragte ich mich bange, wie weit ich noch so weiterstapfen musste. Auch hatte ich vergessen, mich zu vergewissern, dass der mir als Gewährsmann für das Dischmatal empfohlene Dürrbodenwirt Johannes Kaufmann tatsächlich noch dort weilte oder das Gasthaus bereits geschlossen und verlassen hatte. Der Erschöpfung nahe, erreichte ich schliesslich doch noch das Ziel, wo man mich erstaunt empfing und bald reichlich verpflegte. Da ich erfuhr, der Wirt fahre am folgenden Morgen mit dem Ross an den Platz, bat ich ihn nach dem Nachtessen, die Namen vom Skalettapass bis zum Landwasser hinaus anzugeben, was er dann bei einem Halben bereitwillig und mit sichtlichem Vergnügen tat. Die gemütliche Wirtsstube mit der bedächtig tikkenden und schlagenden Uhr blieb mir zeitlebens im Gedächtnis.

Das Militärvelo hat mir noch weitere üble Streiche gespielt. So erhitzte sich einmal bei einer Fahrt von Maloja ins Bergell hinunter das Kardangelenk der Rücktrittsbremse so sehr, dass es sich verbog und das hintere Rad blokkierte. Ich musste also einmal mehr, diesmal auf der Talfahrt, absteigen und stossen. Wie ich Vicosoprano erreichte, weiss ich nicht mehr. Mir ist lediglich in Erinnerung geblieben, dass der Dorfschmied, der einzige, der etwas von Velos verstand, in den nächsten Tagen den Schaden zu beheben vermochte, während ich meine Aufnahmeexpedition im unteren Bergell einschliesslich Soglio zu Fuss fortsetzte.

Nach dieser unliebsamen Erfahrung entschloss sich mein Meister zum Kauf eines neuen Fahrrades. Es war eine italienische Marke, ich glaube eine Bianchi, mit silberglänzender Lenkstange und ebensolchen Felgen. Ich hatte es selber bei Vasella in Chur kaufen dürfen. Wir waren von diesem Ding entzückt; denn es nahm sich neben dem alten schwarzen Militärvelo aus wie ein Lipizzaner neben einem Ackergaul. Herr Doktor wollte es gleich auch selber ausprobieren. Wir begaben uns also auf das ebene Wegstück nördlich des Schlosses, wo er von einem Randstein aus das Rad bestieg, während ich, den Sattel hinten festhaltend, beim Start mithalf, dann aber behutsam losliess. Nach einigen Metern in fürchterlichem Zickzackkurs, den ein Clown nicht effektvoller hätte gestalten können, prallte das Velo gegen die hier zum Glück nur einen guten halben Meter hohe Mauer, und der ungeschickte Fahrer fiel kopfüber in den etwas tiefer gelegenen Baumgarten. Ich sprang ihm erschrocken nach. Doch da stand der alte Herr bereits ohne Hilfe behend auf. Ausser einigen Grasflecken am Kleid hatte der Sturz nichts gekostet; das jäh verstummte Lachen brach bei uns beiden befreiend wieder los. Die Lust zu neuen Fahrversuchen war ihm aber endgültig vergangen. Umso schöner wurden von da an die Fahrten durch Graubünden für mich.

Einen unerwarteten Verlauf nahm einmal eine Fahrt ins Unterengadin. Ich hatte um die Mittagszeit meine Arbeit in Scuol beendigt und sollte am folgenden Tag das Gemeindearchiv in Müstair aufsuchen. Es lag nahe, statt der Reise über Zernez–Pass dal Fuorn, die vermutlich kürzere und bequemere Route über Nauders–Malserheide–Taufers zu wählen. Der Polizeikommissär Könz stellte mir einen für einen Tag gültigen Grenzpassierschein aus, und also fuhr ich los. An der österreichischen Grenze in Martina verlief alles reibungslos. Die steile Strasse nach Nauders hinauf und an der Burg Naudersberg vorbei gegen Süden, wo ich strekkenweise auch das neue Fahrrad stossen musste, liess in mir an der Zweckmässigkeit meiner Abkürzung ernste Zweifel aufkommen. Nahe bei der neuen italienischen Grenze kehrte ich in eine kleine Wirtschaft ein. Dort verwickelte mich die alte Wirtin bald in ein Gespräch über den verlorenen Krieg und über dessen Folgen für das zerrissene Land Tirol. Erstmals erfuhr ich da konkret, was eine durch die hohe Weltpolitik dekretierte Zerstörung geschichtlich gewordener Schicksalsgemein-

schaften, auf die Betroffenen bezogen, für unheilbare Wunden schlägt. Unvergesslich bleibt mir aber vor allem, wie diese Frau das Geschehene als Strafe für die Untaten und Vergehen der Österreicher an Land und Leuten in der venetianischen Tiefebene, im Friaul und anderswo während der Kriegsjahre 1915 – 1918 begangen hatten, und wie sie es den Italienern, die bei Kriegsende Südtirol besetzten, zugute hielt, dass sie die Dörfer nicht zerstört hatten. Dass hier Nichtvergleichbares gegeneinander abgewogen wurde, konnte ich damals nicht wissen. An der Reschengrenze erfuhr ich dann, wie sehr die neuen Nachbarn durch ihr Verhalten die neue Realität prägten. Mein Grenzpassierschein wurde als etwas Ungewohntes recht argwöhnisch begutachtet. Am verdächtigsten aber schien den italienischen Zollbeamten mein wie neu aussehendes Velo, für welches sie mir eine Einfuhrtaxe von sage und schreibe achtzig Franken abnahmen, die ich, so wurde mir versichert, in Taufers beim Verlassen Italiens wieder zurückerhalten werde. So fuhr ich denn zähneknirschend und mit arg reduzierter Barschaft weiter. Im prächtigen Lärchenwald an der Calven warf ich mich des Velostossens müde gegen Abend ins Gras und merkte erst da zu meinem Schrecken, dass mein Rucksack offenbar in Mals, wo ich eine Gazosa getrunken hatte, liegen geblieben war. So fuhr ich wieder zurück und fand das armselig aussehende schmale Säcklein, das unbeachtet geblieben war, zu meiner grossen Erleichterung wieder. Dieses Intermezzo bewirkte, dass ich die Tauferser Grenze erst in der Nacht erreichte. Dort bedeutete man mir, die Dogana italiana bleibe bis zum nächsten Morgen geschlossen; ich musste daher in Taufers (Tubre) übernachten. An der Grenze schaute man am folgenden Morgen die erhaltene Quittung für 80 Franken genau an und bemerkte achselzuckend, man habe auf dem Zollamt kein Geld, ich solle dieses Papier, dem man offenbar nicht traute, dem Italienischen Konsulat in Chur vorweisen. Als ich, nach Fürstenau zurückgekehrt, mein Missgeschick erzählte, meinte R.v. Planta beschwichtigend, er nehme sich der Sache selber an, was er dann aber doch nicht tat. Er wollte keine Scherereien mit Amtsstellen.

Mein nächstes Fahrzeug war dann das bereits erwähnte Motorrad. Es ermöglichte eine raschere Bewältigung der Sammel- und Kontrollarbeiten, wirkte sich aber, da mich das Fahren ermüdete, nachteilig auf die Arbeitsqualität aus. Ich empfand daher die Gewährung eines Freibilletes für beliebige Fahrten auf allen Strecken der Rätischen Bahn durch Direktor Gustav Bener als eine grosse Wohltat, obwohl sie dem Namenbuch erst nach Ablauf meiner Fürstenauer Zeit infolge Erkrankung von Robert von Planta Ende 1931 zugute kam. Der Verzicht auf den alt gewordenen Condor, mit dem ich glücklicherweise stets glimpflich abgelaufene Pannen auf unseren damals noch schmalen Naturstrassen erlebte, fiel mir nicht schwer.

Rückschauend erinnere ich mich mit besonderem Behagen der vielen Fussmärsche bei Tag und bei Nacht in allen Bündner Tälern. Einmal entschloss ich mich erst im Dezember, in allen Gemeinden der Val Calanca eine Nachkontrolle meiner phonetischen Aufzeichnungen des Namengutes vorzunehmen. Ich hatte von Dorf zu Dorf talein wandernd am Abend die hinterste Gemeinde Rossa erreicht und wollte dort, da keine Rückfahrtsmöglichkeit nach Grono bestand, im Wirtshaus der Familie Papa, von den Einheimischen scherzweise Vaticano genannt, übernachten. Als ich nach dem Nachtessen das mir zugewiesene Zimmer bezog, erschrak ich regelrecht ob der fürchterlichen Kälte in diesem grossen gemauerten Raum mit seinem Pflaster- oder Plattenboden, schlecht schliessenden grossen Fenstern und einer eisernen Bettstatt mit dünner Matratze. Ich stieg wieder in die Küche hinunter und erklärte den dort noch um das Kaminfeuer Sitzenden, ich habe meinen Arbeitsplan für den folgenden Tag neu überdacht und müsse meine Kontrollen schon am frühen Morgen im Misox fortsetzen können, ich werde mich also sofort auf den Weg machen, es liege ja zum Glück kein Schnee auf dem Strässchen. Ich sehe noch das Entsetzen der guten Frau Papa, der damals noch aktiven Dorflehrerin, als sie

ausrief: «Per l'amor del cielo, è pazzo di voler mettersi in strada in questo freddo? Ma non si rende conto, caro mio, che sono venti chilometri?» Aber ich bezahlte mein Nachtessen, steckte mir eine Schokolade in die Tasche und weg war ich. Auf der ganzen Strecke traf ich keinen einzigen Menschen. Es war eine sternenklare Nacht. Als ich in Grono in das Restaurant der Birreria trat, wo die mir wohlbekannten Grossrat Tognola, Förster Edi Schmid, Dr. med. vet. Serena, Dr. med. Salman Luban länger am Stammtisch ausgehalten hatten, war die Reaktion auf meinen nächtlichen Fussmarsch nicht viel anders als jene der Wirtin in Rossa. Eine weitere damit vergleichbare Nachtwanderung unternahm ich auch von Champfèr nach Bivio, als ich gewahrte, dass der letzte Zug von St. Moritz nach Tiefencastel nicht mehr zu erreichen war und mein für das Oberhalbstein zurechtgelegter Arbeitsplan infolgedessen durcheinander zu geraten drohte. Auf der Passstrasse unterwegs wurde ich von mehreren Autos überholt. Versuche, sie zu stoppen, unternahm ich nicht, und die Automobilisten werden darob froh gewesen sein; denn ein so eilig mit einer Mappe bergan keuchender Mann kann in stockfinsterer Nacht unheimlich wirken.

Meine Reisen waren schon zur Zeit, als ich von Fürstenau aus in die Dörfer zog, von einem kategorischen Zwang zur Sparsamkeit bestimmt. Der Begründer des Namenbuches war, obwohl Schlossherr, kein reicher Mann. Sein Vermögen, das einst wohl zu einem guten Teil aus Hotelaktien bestanden hatte (ich weiss das nicht so genau), war nach dem Ersten Weltkrieg arg zusammengeschmolzen. Das war mir bekannt und daher begnügte ich mich freiwillig mit einem sehr bescheidenen Spesengeld und versuchte durch vollen Einsatz, die Reisetage so stark wie möglich zu reduzieren. Die Hektik, in der ich meiner Arbeit nachging, wirkte sich, wie ich leider gestehen muss, auf die Qualität meiner Aufzeichnungen zuweilen negativ aus, sodass ich als letzte Arbeitsphase am ersten Bande des Namenbuches systematisch Kontrollreisen einschalten musste. Darüber ist in der Einleitung zum ersten Bande des Namenbuches Rechenschaft abgelegt worden. Ich habe diese Reisezeit, während der ich mir manchen Verzicht auferlegen musste, als schön empfunden und war jeweils stolz, wenn ich mit reicher Ausbeute nach Fürstenau zurückkehren konnte. Robert von Planta schätzte es, wenn ich dann (oft bei Tische in Anwesenheit der übrigen Hausgenossen) ausführlich selbst über scheinbar nebensächliche Erlebnisse erzählte und auch die Gespräche fachlichen, aber auch allgemeinen und privaten Charakters mit den Gewährsleuten und anderen Menschen, denen ich begegnete, wiedergab. Jeder Reisende weiss, wie oft er, früher mehr als heute, in einsamen Dörfern bei einsamen Menschen die Rolle eines Beichtvaters, einer Klagemauer oder eines Sündenbocks zu übernehmen hat, wie oft da Leid und Leiden, Klagen über erlittene Unbill, unbewältigte Familienzwiste, Dorfreibereien vor dem Fremden vertraulich ausgebreitet werden, wenn er bereit ist, geduldig zuzuhören und ein wenig Verständnis für solche Nöte erkennen lässt. Meinen Berichten, in die ich selbstverständlich ebensooft heitere Erlebnisse einbeziehen konnte, hörte der Gelehrte, der mit dem einfachen Volk wenig in Kontakt gekommen war, mit Interesse zu. Zuweilen merkte man es ihm an, dass er eigentlich gerne bei der Aufnahmearbeit mit Gewährsleuten, aber auch in den Archiven mitgewirkt hätte. Seine rasch ermüdenden Nerven aber verboten ihm das.

Die Arbeit im geräumigen «grünen Zimmer» oberhalb des Haupteinganges fesselte mich in dem Masse, wie die Kartotheken Gestalt annahmen. Eine grosse Zahl Gemeindearchivare hatte sich auf Empfehlung des damaligen Staatsarchivars, Dr. h.c. Fritz Jecklin bereit erklärt, die von mir an Ort und Stelle für die Exzerpierung der Namen ausgewählten Urkunden, Akten und Bücher nach Fürstenau zu schicken. Da gab es dann reichlich Gelegenheit zu gemeinsamer Arbeit an schwerer lesbaren Urkunden. Auch konnten dabei meine Lateinkenntnisse erweitert werden. Für Exzerpte aus gedruckten Quellen und aus einer grossen Zahl der augenmörderischen, schlecht gedruckten Carta d'Italia war bereits 1926 eine

Esszimmer mit Kachelofen von Daniel Meyer, Steckborn 1729.

junge Misoxer Lehrerin aus San Vittore, Maria Fagetti, angestellt worden, die später durch ihre Freundin Eva Mauri, der nachmaligen Gattin von Oberst Gottlieb Siegrist, abgelöst wurde. Dieser junge Militärpilot genoss es einmal sichtlich, anlässlich eines Übungsfluges seiner Braut zum Gruss über Fürstenau eine Runde fliegen zu dürfen, was damals eine aufregende Sensation war.

Aufregendes geschah ab und zu auch sonst und sorgte für nicht immer angenehme Abwechslung. Einmal wurden die Schlossbewohner in der Nacht durch einen dumpfen Schlag aufgeschreckt, dem aber Totenstille folgte, sodass man sich im Hause rasch beruhigte. Als am folgenden Morgen das Hausmädchen den Frühstückstisch im Esszimmer decken wollte, konnte es die Türe nicht ganz öffnen. Die grosse, schöne Holzdecke hatte sich von den Balken gelöst. In einer Ecke des Zimmers lag sie auf dem kostbaren Kachelofen, der aber wunderbarerweise keinen Schaden genommen hatte. Auf der Fensterseite aber hing sie noch fest an den Balken. Eine dicke Staubschicht auf Tisch und Boden machte den Ort des Geschehens noch unheimlicher, als wir uns ausmalten, wie es gekommen wäre, wenn wir uns von diesem Einsturz während einer Mahlzeit hätten überraschen lassen müssen.

Während der wärmeren Jahreszeit bezog ich das oberste Turmzimmer als Schlafraum. Es ist dies ein gemauertes Gemach mit Kreuzgewölbe von ansehnlicher Grösse mit Bogenfenstern nach Osten und Norden. Als ich es erstmals betrat, war es noch als Abstellraum benutzt, wurde aber bald mir zuliebe wohnlich eingerichtet. Ich liebte dieses kahle, auch im Sommer sehr frische Cubiculum, wo ich mir wie ein Turmwächter vorkam. Eines Morgens wurde ich dort oben durch Pfiffe und Rufe aus dem Schlafe geweckt. Es regnete in Strömen. Unten auf der Strasse stand unser Gärtner Sebastian und forderte mich aufgeregt auf, ihm zu Hilfe zu kommen, das Tobel wälze grosse

Schlammassen gegen Maros, den Baumgarten, hinunter. Ich stürzte mich in die Kleider und ging hinaus. Der Gärtner hatte Schaufeln, eine Säge und eine Axt geholt und erklärte mir, der Val la Pischa-Bach folge zwar noch brav dem neuen gemauerten Kanal, dafür aber drohe der gefährlich angeschwollene Bach aus dem Muntavierta Tobel bis in die «Baumschule» einzufliessen. Wir waren im Nu an der kritischen Stelle und versuchten verzweifelt, das Wasser nach rechts gegen den Kanal abzulenken. Als dann auch Robert von Planta erschien, beschlossen wir, einige dickere Eschen und anderes Gehölz am Rande des Töbeli zu fällen und schräg-rechts über dasselbe zu ziehen. Damit gelang es uns tatsächlich, den dunklen Strom von Maros wegzurichten. Wir waren schon pudelnass, als der Regen und allmählich auch das Tobelwasser nachliessen. Erst dann wurde uns klar, was wir dem angrenzenden nicht zum Schlossgut gehörenden Grundstück angetan hatten. Die Wiese war stellenweise von einer bis einen halben Meter dicken Schuttschicht überdeckt. Dem Besitzer, der inzwischen auch erschienen war und den Schaden verzweifelt betrachtete, sicherte Robert von Planta vollen Schadenersatz zu. Das geschah dann auf Wunsch des Geschädigten durch den Kauf des Grundstückes zu einem, wie mir schien, hohen Preis. Meinen Einwand, wir tragen an diesem Desaster keine Schuld; schliesslich wollten wir das Wasser nur dem dafür gebauten Kanal zuleiten, entkräftete er mit der Erklärung, darüber lasse sich streiten, aber er sei eher in der Lage, die Folgen dieses Ereignisses zu tragen als der Nachbar. Das neu erworbene Grundstück Ob Maros kam dann den neuen Besitzer teuer zu stehen. Doch sei dies nicht weiter ausgeführt. Mich beeindruckte seine soziale Haltung in diesem Schadenfalle.

Mit einigen Zeilen möchte ich nach diesen bewegten Episoden noch der friedlichen, Seele und Gemüt ansprechenden Stunden und Tage gedenken, in denen ich mich mit meinem väterlichen Meister besonders verbunden fühlte. Da waren die gemütlichen Winterabende, wo ich ihm aus deutscher Literatur vorlesen durfte. Das war besonders dann der Fall, wenn er an Migräne litt. Viel, viel mehr Stunden, während des Tages und vor dem Schlafengehen, haben wir auch am Schachbrett miteinander verbracht. Zwischen unsere eigenen Spiele schaltete er gerne Partien berühmter Schachmeister aus Jean Dufresne und anderen Büchern ein. Dabei gefiel es ihm, nach jedem Zug den nächsten zu erraten. Da gab es dann oft vergnügliche Überraschungen.

Vergnüglich waren auch die Lateinstunden am späten Abend. Ich hatte wohl als 15–16jähriger Sekundarschüler in Zernez bei meinem späteren Freund, Pfarrer J.U. Gaudenz, Lateinstunden genossen, musste dann aber entgegen meinem Wunsche das Lehrerseminar anstelle des Gymnasiums absolvieren. Einen bescheidenen Stock an Lateinkenntnissen hatte ich immerhin über Jahre hinweg gerettet. Lehrtalent im schulischen Sinne besass Robert von Planta nicht. Er meinte, es genüge, nach Beherrschung der Grammatik ausgewählte leichte Texte zu lesen. Viel Wissen sprachlicher und allgemeiner Art, meinte er, könne man sich auch durch Erlernung von lateinischen Sprichwörtern und Sentenzen usw. aneignen. Dabei war uns der lateinische Abschnitt in Büchmanns «Geflügelte Worte» ein erster Wegweiser. Mein Lehrer nannte ihn scherzend «primi gradus ad Parnassum».

Das Haus besass noch kein Radiogerät, das einem durch sein Angebot täglich Gesprächsstoff hätte aufzwingen können. Die Gespräche, sei es am Tische, auf den täglichen Spaziergängen auch etwa spät am Abend mit dem Fox und wo immer, bewahrten den Charakter einer gewissen Spontaneität, wuchsen oft aus den Problemen unserer Forschungsaufgabe und deren Planung, setzten aber ebensooft die Diskussionen fort, die mit Gästen geführt worden waren. Deutlich entsinne ich mich der Anregungen, die von Pfarrer Bernhard Guidon ausgingen. Robert von Plantas waches Interesse für kulturpolitische Fragen war im Tale nicht unbeachtet geblieben, hatte er doch mit seiner Schrift «Gegen den religiösen Antimilitarismus (Ein Ruf zur Besinnung)» hervorgegangen aus

Artikeln im Thusner Wochenblatt Bündner Post 1915/1916, die Aufmerksamkeit der Prädikanten auf sich gezogen. Nach dem Ersten Weltkrieg waren es dann jahrelang hauptsächlich die auch im Domleschg aktiven Freigeldler und gewisse religiöse und ideologische Gruppen, die mit ihm, freilich nur in gelegentlichen mündlichen Diskussionen, die Klingen kreuzten. Stets aber focht der abgeklärte Aristokrat in der vornehmen, den Gesprächspartner Ernst nehmenden sanften Art, die ihn auszeichnete. Die gleiche Haltung bewies er auch als mahnender Arbiter in dem in den Jahren 1925–1930 die Engadiner Gemüter erschütternden, die klare Urteilsfähigkeit trübenden Orthographiestreit. Keinen Pardon gewährte er den italienischen Philologen, deren Versuche, das Rätoromanische als italienischen Dialekt abzustempeln gar zu unverhüllt die irredentistischen Ziele des aus dem Krieg siegreich hervorgegangenen Italiens offenbarten. Mich persönlich veranlassten diese meist zu zweien weitergesponnenen Diskussionen zu aktivem Mitdenken, umsomehr als ich mich durch meinen Mentor als Gesprächspartner herausgefordert und gefördert fühlte.

Auch Dialoge über Glaubensfragen bewegten uns. Eine durch ein persönliches Erlebnis ausgelöste Krise, die in mir ernste Zweifel an der Echtheit und damit am Wahrheitsgehalt der Bibel aufkommen liess, verstand er zu zerstreuen, indem er auf die Entstehungsgeschichte des Neuen Testamentes und besonders auf die durch mündliche Überlieferung in den ersten christlichen Jahrhunderten entstandenen Lücken und widersprüchlich wirkenden späteren Kodifizierungen aufmerksam machte. Gleichsam als Krönung dieser Zwiegespräche drückte er mir schliesslich ein von Houston Steward Chamberlain zusammengestelltes Oktavbändchen «Worte Christi» in die Hand, wobei er auf ein nur in einer Evangelienhandschrift aus dem 6. Jahrhundert erhaltenes Jesuswort hinwies. Es lautet: «Mensch, wenn du weisst, was du tust, bist du selig; wenn du es nicht weisst, bist du ein Übertreter des Gesetzes und verflucht! (Zu einem Manne, der am Sabbath im Felde arbeitete).»

Andrea Schorta um 1928.

Nach Ablauf meiner dreijährigen Anstellung als Mitarbeiter am Rätischen Namenbuch, im Sommer 1928, hätte ich eigentlich gerne mit dem Studium der Romanistik an der Universität Zürich begonnen. Da aber besonders die Aufarbeitung der inzwischen stark angewachsenen Kartotheken noch nicht genügend weit gediehen war, um Robert von Planta eine erfolgreiche Ausschöpfung derselben für seine Vorträge zu gewährleisten, ging ich auf seinen Wunsch ein, für weitere ein bis zwei Jahre in Fürstenau zu bleiben. Es war dann der Zürcher Romanist, Prof. Jakob Jud, der auf die Gefahren einer späten Aufnahme des Universitätsstudiums hinwies und den Beginn desselben im Sommersemester 1930 befürwortete. Ich war dafür schon gut vorbereitet, hatte ich mir doch durch meine Arbeit als Explorator in einem dreisprachigen auch mundartlich ausserordentlich vielgestaltigen Kanton recht gute Kenntnisse der Dialekte und deren wissenschaftliche Erhebung erworben und diese durch Lektüre der damals vorliegenden linguistischen Ortsmonographien vertieft. Auf An-

regung meines Lehrers und Meisters hatte ich auch gewichtige Teile von Gustav Gröbers «Grundriss der Romanischen Philologie» gelesen, besonders aber Theodor Gartners «Rätoromanische Grammatik», G.I. Ascolis «Saggi ladini» und anderes. So fiel ich denn als Student im ersten Semester recht eigentlich aus dem gewohnten Rahmen, was meine Professoren Louis Gauchat und Jakob Jud auch gleich erkannten und sie bewog, mir die Akzessarbeit im Proseminar (damals meist die Bearbeitung eines altfranzösischen Textes) zu erlassen und mich schon im zweiten Semester mit einem Seminarvortrag zu beauftragen. Gleichzeitig nahm ich die Vorarbeiten für meine Dissertation über die Mundart von Müstair auf.

Mit Fürstenau blieb ich während der ersten drei Semester dauernd in engem Kontakt und verbrachte dort auch die Semesterferien. Während dieser Zeit erkannte ich, dass die Aufgabe, vor der der inzwischen 67 Jahre alt gewordene Autor des Namenwerkes stand, seine Kräfte bei weitem überfordern müsste. Nach reiflicher Überlegung entschloss ich mich, ihm nahezulegen, seinen noch kaum durchdachten Plan, den bündnerischen Namenschatz in eine Rätische Siedlungsgeschichte einzubauen, neu zu überdenken und zunächst die Veröffentlichung des gesamten gesammelten Stoffes in einem Materialband ins Auge zu fassen. Ich entsinne mich heute noch lebhaft der Wirkung, die dieser Vorschlag auslöste. Wir empfanden beide eine solche Lösung als die einzig richtige. Die Verzettelung der nach Gemeinden geordneten Nameninventare und deren Umordnung in ein etymologisches Onomastikon wurde gestoppt. Dafür entstanden alphabetisch geordnete maschinengeschriebene Flurnameninventare (Listen) für jede Gemeinde, welche noch im Laufe des Frühjahrs 1931 an geeignete Gewährsleute im ganzen Kanton zwecks Korrekturen und Ergänzungen versandt wurden. Eine gewisse gedrückte Stimmung, die sich unser bemächtigt hatte, wich weitgehend. Wir glaubten wieder zuversichtlich an die Vollendung wenigstens eines guten Teils des Werkes noch bei Lebzeiten des Begründers.

«Namenbuchzimmer» direkt über der Eingangshalle.

Während der Sommersemesterferien durfte ich noch Materialien für einen Vortrag zusammentragen, den er im Herbst 1931 an einem Altphilologenkongress in Genf dann noch halten konnte. Es war sein letzter Vortrag. Im Oktober verreiste ich nach Paris zur Absolvierung des für Kandidaten der Romanistik obligatorischen Auslandsemesters. Dort erreichte mich die Nachricht vom Ausbruch der schweren Nervenkrankheit, die für ihm Nahestehende nicht ganz überraschend kam. Daran litt er, bis er am 12. Dezember 1937 in geistiger Umnachtung aus dem Leben scheiden durfte.

Im Sommer 1933, nach sechs Semestern, hatte ich mein Studium an der Universität mit dem Doktorexamen abgeschlossen und unmittelbar darauf eine halbe Stelle als Sekretär bei der Lia Rumantscha angetreten. Von da an lag die Last und Verantwortung für die Weiterführung des Rätischen Namenbuches ganz auf meinen Schultern. Ich konnte aber stets auf einsatzbereite Beratung und Unterstützung durch meinen verehrten zweiten Lehrer, Jakob Jud, rechnen.

Robert von Plantas Persönlichkeit als Gelehrter offenbart sich uns in den von ihm geplanten Werken «Dicziunari Rumantsch Gri-

schun», «Rätisches Namenbuch» und «Phonetische Tabellen der bündnerromanischen Mundarten» (bisher unveröffentlicht). Seine Leistung ist in den Einleitungen zu diesen Werken eingehend gewürdigt worden. Die Aufforderung des Herausgebers dieses Jahrbuches, etwas aus meinen Erinnerungen an Fürstenau mitzuteilen, habe ich dahin interpretiert, dass man neben der wissenschaftlichen Gestalt des Schlossherrn auch etwas über seine menschlichen Wesenszüge und gleichzeitig die Erinnerung an Fürstenau als Stätte gepflegten kulturellen Lebens im ersten Drittel unseres Jahrhunderts erhalten möchte. Meine Absicht, diese Erkenntnisse zu vermitteln, ohne mein eigenes Verhältnis zum Gelehrten, dessen einziger Schüler ich war, allzusehr ins Licht zu rücken, habe ich auf weiten Strecken nicht durchziehen können. Vieles, das mich vor 55–60 Jahren im Zusammenleben mit meinem Lehrer tief beeindruckte, ist immerwährender Bestandteil meines eigenen Lebensinhaltes geworden, vieles ist verblasst, manches vielleicht idealisiert und nach so vielen Jahren zeitlich durcheinander geraten. Wer sich für die Persönlichkeit Robert von Plantas interessiert, möge daher auch meinen Nachruf in den Annalas da la Società Retorumantscha 1938, S. 104–114, meine Erinnerungsblätter in «Bedeutende Bündner in fünf Jahrhunderten» Bd. II, S. 376–385 nachlesen. Jakob Jud, der unserem Bündner Sprachforscher als Kollege und als Mensch nahe stand, widmete ihm in «Vox Romanica», Bd. 3, S. 221–228, einen feinsinnigen Nekrolog.

In allen genannten Würdigungen, Erinnerungsblättern und Nachrufen ist eines nie ausdrücklich erwähnt und gewürdigt worden: Die grossen materiellen Opfer, die der Fürstenauer Gelehrte für die Wissenschaft auf sich genommen hat. Robert von Planta war kein reicher Mann. Er besass und bewohnte wohl ein Schloss, das als Zierde des Innern Domleschgs die Vorstellung von grossem Reichtum nähren konnte. Aber jeder Kenner weiss, zu welchen materiellen Leistungen allein die Erhaltung der Bauten und ihrer Umgebung verpflichtet. Die Mittel dazu wie für den eigenen Lebensunterhalt flossen aus der bescheidenen Rendite einer Liegenschaft ausserhalb des Kantons. Obwohl Selbstgenügsamkeit und massvoller Verzicht auf unnötigen Aufwand als ethische Verpflichtung die Atmosphäre des Hauses an sich schon prägten, musste gerechnet und gespart werden. Diese Tatsache gibt der Leistung Robert von Plantas als Mäzen der Bündner Forschung erst recht Gewicht und verpflichtet zu uneingeschränkter Achtung. Ohne jegliche staatliche Subventionen und irgendwelche sonstige Zuwendungen trug er allein sämtliche Kosten für die Erhebung und Aufarbeitung des Orts- und Personennamengutes unseres Kantons durch einen auf rechte Entlöhnung angewiesenen Mitarbeiter und einer weiteren Hilfskraft, die mit ihm während nahezu sechs Jahren, bis zu seiner Erkrankung, unter einem Dach wohnten und die Hauswirtschaft entsprechend belasteten. So dürfen wir denn sein Lebenswerk nicht nur als Denkmal bündnerischer Forschungstätigkeit sondern auch als Frucht edlen Opfersinnes betrachten.

Auf der Terrasse mit «Mirra».